

der Gnade suchen und nicht in ihrer Geistesnatur als solcher«. Aber warum sollte nicht auch hier der Satz Geltung haben: »Die Gnade setzt die Natur voraus? Wenn »die Schöpfung letztlich das Siegel der ganzen Trinität in sich trägt«, leuchtet das trinitarische Geheimnis nicht in überwältigender Weise auf, wenn wir glauben dürfen, daß »die sichtbare und die unsichtbare Welt«, Menschen und Engel, einander in einer Weise zugeordnet sind, die die »relatio«, die Beziehung zwischen Sohn und Geist im trinitarischen Leben abbildet?

Heribert Mühlen spricht in bezug auf die Christologie davon, daß »das Wesen Gottes heute anders verkündet werden muß als unter der Herrschaft der Vorstellung von Gott als dem unbewegten Bewegten«. Er weist auf Athanasius hin, der »die Erlösungswirklichkeit als ein dynamisches Geschehen aussagt« und fordert mit Grillmeier eine »dynamische, spannungsreiche Deutung der Menschwerdung«⁶. Hat das nicht auch eine Bedeutung für die Lehre von den Engeln, den »Mächten und Gewalten«, und für eine »Theologie des Heiligen Geistes«, wie sie immer mehr als notwendig erkannt wird? In den Abbildern leuchtet das Urbild auf, in den geschöpflichen »Mächten und Gewalten« der Heilige Geist, den der Herr »die Kraft aus der Höhe« nennt.

Emmanuel Maria Heufelder

ENGLANDS »OPEN UNIVERSITY«. – Die britischen Universitäten sind in jüngster Zeit besonders gelobt, aber auch besonders kritisiert worden. Besonders gelobt wegen der vernünftigen Haltung und Beständigkeit ihrer Studenten. Nichts ist an britischen Universitäten geschehen, was sich auch nur im entferntesten mit dem materiellen und geistigen Vandalismus auf den amerikanischen oder deutschen Universitäten vergleichen ließe. Von über fünfzig britischen Universitätsinstitutionen sind nicht mehr als ein Viertel von leichten Unruhen betroffen ge-

wesen. 1968, am Ausklang des Sonntags der größten Vietnamdemonstration vor dem amerikanischen Botschaftsgebäude in London, die in häßliche Zusammenstöße ausartete, feierten Demonstranten und Polizei Abschied voneinander, indem sie gemeinsam mit untergehakten Armen »Auld lang syne« sangen. Man kann die Verärgerung der dabei bestehenden ausländischen Studentenaktivisten verstehen, die zur Organistition dieser Demonstration nach England gekommen waren.

Die Kritik hingegen, die an den britischen Universitäten geübt wird, betrifft meist die relativ geringe Studentenzahl an den Universitäten. Nur 22 Prozent der Schulabsolventen genießen eine höhere Erziehung und nur 8 Prozent (etwa 240 000) sind Universitätsstudenten. Die theoretisch bestehende und vielgepriesene Gleichheit der Möglichkeiten existiert gerade im britischen Erziehungswesen noch nicht. Die »open university« soll nun da abhelfen. Sie zählt heute bereits 40 000 Studenten. Ihr großer Vorzug besteht darin, zumindest in den Augen derer, die meinen, daß in Großbritannien die überwiegende Mehrzahl der auf Kosten der Steuerzahler studierenden Jugend ihre Universitätsjahre sowieso nur mit Aufruhr und Demonstrationen verschwende, daß es die neue Universität physisch gar nicht gibt, da ihre über das ganze Land verstreuten Studenten gewissermaßen nur durch den Computer in der Verwaltungszentrale auf EDV-Bögen vereint sind.

Die Lehrmethoden der »offenen Universität« unterscheiden sich von denen anderer Universitäten dadurch, daß sie drei Elemente kombinieren: Fernseh- und Rundfunksendungen, Korrespondenzkurse und Teilnahme an einer Sommerschule. Von den berufstätigen Studenten wird auf mehrere Jahre hinaus in ihrer Freizeit ein wöchentliches Studium von mindestens zehn Stunden gefordert sowie das Bestehen jährlicher Prüfungen. Den Studenten wird das Studienmaterial in Abständen von vier Wochen mit der Post zugeschickt. Jede Postsendung enthält Kontrolltests und Hausaufgaben, die nach Erledigung den Korrespon-

⁶ Heribert Mühlen, Die Veränderlichkeit Gottes als Horizont einer zukünftigen Christologie. Münster 1969.

denzlehrern zur Notenverleihung, Einstufung und eventuellen Kommentierung zugeliefert werden. Auch Lehrbücher, die vom Lehrstab der Universität geschrieben sind, werden den Studenten überlassen. Die Fernseh- und Rundfunksendungen werden vom Zweiten Programm des Britischen Fernsehens und Hörfunks zweimal wöchentlich jeweils halbstündig zwischen 17.30 und 19.30 Uhr ausgestrahlt und am Wochenende wiederholt. Jeder einzelne Student der Naturwissenschaften und Technologie erhält zudem ein Köfferchen für praktische Laborexperimente in seinen vier Wänden, das über fünfzig Chemikalien, Apparate und Glasbehälter sowie ein kleines Mikroskop enthält. Für die über alle Teile des Landes verstreut lebenden Studenten ist ein Netz von zwölf Regionalbüros und insgesamt 250 Studienzentren geschaffen worden, in denen halb- und ganztägig Studienleiter und Berater zur Verfügung stehen. Jährlich werden etwa 50 bis 60 Sommerschulen in Universitäten abgehalten, deren Lehr- und Schlafräume in der Ferienzeit leerstehen. Die gigantische Organisation des ganzen Unternehmens wird von einem Landhaus aus, bei Milton Keynes in der Nähe von Reading gelegen, von 284 Universitätslehrern sowie von einem 384 Personen umfassenden Verwaltungsapparat geleitet. In den einzelnen Regionen sind außerdem 330 Studienleiter ganztags und 4 821 halbtags beschäftigt. Die Kosten eines mehrere Jahre umfassenden Kurses belaufen sich auf etwa 1 200–1 600,- DM; dabei ist staatliche Unterstützung möglich, und es wird auch von Unternehmern erwartet, daß sie ihren studierenden Angestellten eine Woche für die Sommerschule freigeben.

Im Januar dieses Jahres verlieh die »offene Universität« ihre ersten Absolventengrade an 867 Studenten, die auf Grund einer früheren höheren Ausbildung bereits ihr Studium in den zwei Jahren des Bestehens der Open-University beenden konnten. Nach englischem Brauch dürfen sie nun hinter ihren Namen die Initialen B.A. (O.U.) – Bachelor of Arts, Open University – führen. Sie sind die ersten von insgesamt 19 581 Stu-

denten, die sich im ersten Jahr eingeschrieben und die Studiengebühren bezahlt hatten. Von den übrigen Studenten hatten nicht weniger als 75 Prozent mit guten Prüfungsergebnissen für ihre im letzten Jahr geleistete Arbeit abgeschnitten. Dr. Walter Perry, Rektor der Open-University, konnte in seinem Jahresbericht mit Stolz schreiben: »Dieses Ergebnis ist zwar nicht so gut wie die Absolventennorm an den meisten britischen Universitäten, läßt sich aber mit den Resultaten der meisten ausländischen Universitäten vergleichen, und ist weit besser als fast alle anderen Erziehungsergebnisse bei Korrespondenzkursen. Wir können soweit also recht zufrieden sein. Aber wir haben noch einen weiten Weg zu gehen. Alle Universitäten werden letzten Endes nach dem Standard ihrer Lehrer und ihrer Studenten beurteilt. Wir haben gezeigt, daß wir uns, was beide anlangt, zu behaupten vermögen.«

Das von Walter Perry bekundete Frohlocken wird noch verständlicher, wenn man die Schwierigkeiten und »Kinderkrankheiten« bedenkt, und vor allem die schwere Kritik, die dieses einzigartige britische Erziehungsexperiment in seinen Anfängen zu bestehen hatte: »Wir hatten einen völlig neuen Erziehungsstil zu schaffen«, schreibt Dr. Perry in seinem Jahresbericht. »Wir waren einfach gezwungen, uns durchzusetzen. Denn das Wesentliche unserer Einrichtung, ja die Herausforderung und auch die Strafe dafür, daß wir »offen« sind – und uns von anderen Universitäten unterscheidet –, besteht darin, daß alles, was wir tun, ganz öffentlich geschieht. Unsere Lehrmaterialien werden über Rundfunk und Fernsehen ausgestrahlt und sind in Buchhandlungen erhältlich. Wir sind daher der Kritik unserer Studenten, unserer akademischen Kollegen an anderen Universitäten, den Literatur-, Funkkritikern und Politikern wie der Kritik des breiten Publikums ausgesetzt.«

Der Hauptakzent der Kritik liegt auf dem Konflikt zwischen egalitärer und elitärer Erziehung, sie war und ist politisch motiviert. Die »offene Universität«, ursprünglich als reines Rundfunk- und Telekolleg ge-

dacht, war ein Geistesprodukt Harold Wilsons, der 1963 kurz vor dem Wahlsieg der Labour Party zuerst davon gesprochen hatte, dann als Premierminister einen unpolitischen, fast zur Gänze aus Akademikern bestehenden Planungsausschuß einsetzte. Das Projekt erhielt 1969 die königliche Gründungscharta, anders als ursprünglich geplant, das Fernsehmedium hatte nur noch untergeordnete Bedeutung. Als die Konservativen 1970 die Wahlen gewonnen hatten, verlangten viele aus ihren Reihen, dieses sozialistische Experiment solle fallengelassen werden, aber die konservative Erziehungsministerin, Margaret Thatcher, war nicht bereit, derart drastisch vorzugehen. Es scheint jetzt, daß die ersten Erfolge der »offenen Universität« auch in den Augen der Konservativen gefallen gefunden haben. Dabei mögen die geringen Kosten – trotz Inflation nicht mehr als sieben Millionen Pfund – eine Rolle mitspielen. Die knapp 50 Millionen DM fallen im Rahmen der Gesamtaufwendungen für akademische Erziehung und Bildung kaum ins Gewicht.

Den Vorkämpfern eines elitären Erziehungsideals bleibt die »offene Universität« verhaßt. Rhodes Boyson, ein auf Grund seiner extremen antisozialistischen Ansichten bekannter Schuldirektor, erklärte: »Politisch ist die offene Universität eine weitere Ausdehnung der Macht des Staates auf Kosten des Einzelnen. Konservative Minister täten besser daran, das Projekt einer vom Staat ganz unabhängigen Universität zu unterstützen als das kollektive Denken zu fördern.« Boyson vermag nur den einen Vorteil in dieser Ausuferung staatlichen Hochschulbetriebs zu sehen, daß Studenten-Sit-ins dort unwahrscheinlich seien.

Zweifellos hatten die ursprünglichen Förderer der »open university« an ein Instrument zur Förderung der Chancengleichheit gedacht. Harold Wilson sagte 1963: »Unter den von der offenen Universität begünstigten Elementen sollten Techniker und Technologen sein, die mit sechzehn oder siebzehn Jahren von der Schule abgegangen sind, und solche, die keine Gelegenheit hatten, sich ein Schulabgangszeugnis zu erwerben, also die-

jenigen, die aus dem einen oder anderen Grund keinen Vorteil aus der höheren Erziehung ziehen konnten.«

Dieses Ziel konnte bisher allerdings nicht erreicht werden, denn wie die berufliche Zusammensetzung der ersten 20 000 Studenten zeigte, waren diejenigen, für die man die »offene Universität« in erster Linie geschaffen hatte, also die früheren Drop-outs des Erziehungsprozesses, in der Minderheit. Die überwiegende Mehrheit der eingetragenen Studenten sind Lehrer (40%), dazu kommen technische Zeichner und Laborassistenten (12%), Hausfrauen (10%), freie und künstlerische Berufe (8,5%), gelernte Techniker und Büroangestellte (6,4%) und Verwalter (5%). Die Anzahl von Anmeldungen aus der Arbeiterklasse blieb gering, wenn auch zu berücksichtigen ist, daß die Studenten nach ihrem eigenen Beruf und nicht nach dem ihres Vaters klassifiziert wurden. Im anderen Falle wäre der Anteil der Studenten aus der Arbeiterschicht sicher größer.

Der hohe Anteil der Lehrer, deren Anmeldung im letzten Jahr zwar etwas gefallen, während der Prozentsatz der Hausfrauen, Techniker und Büroangestellten etwas gestiegen ist, dient Boyson nur als Bestätigung seiner Befürchtung, daß die »offene Universität« sich als »ein Reservat der erzieherisch bereits privilegierten Mittelklasse erweisen wird«. »Es ist klar, warum so viele Anmeldungen aus der Lehrerschicht und den Berufen des unteren Mittelstandes gekommen sind. Ein Universitätsgrad ist von beträchtlichem wirtschaftlichen Vorteil für einen Lehrer. Auch besteht kein Zweifel, daß in Arbeiterfamilien mit einem Radio und einem Fernsehapparat das Studium eines Familienangehörigen unbeliebt ist, denn es hindert die anderen daran, ihr bevorzugtes Fernsehprogramm anzusehen. Kluge Arbeiter lassen sich auch nicht so leicht wie Pseudointellektuelle über den eigentlichen Wert eines ohne Vorstudium erzielten Universitätsgrades hinwegtäuschen, und außerdem wissen sie, daß das akademische Studium ihnen nur schlecht bezahlte Büroarbeit ein-

bringt, verglichen mit ihrer einträglichen Tätigkeit in der Fabrik.«

Diese Ansichten werden von einem der Studenten der »offenen Universität«, keineswegs einem Mann der Linken, nicht geteilt: »Für uns 17 000 Zwanzig- bis Achtzigjährige, die wir uns im Januar 1971 auf dieses größte Erziehungsexperiment des Jahrhunderts einließen, war es, als ob wir mit verbundenen Augen durch eine unerforschte Wüste geleitet würden und zwar von einem Führer, der selbst auch noch nie dort gewesen war und der sich außerdem für plötzliche Wahnsinnsausbrüche anfällig zeigte. Denn an uns wurden nicht nur ein ganz neues Konzept der höheren Erziehung erprobt, sondern auch neuartige Kurse, Lehrmethoden und neue Methoden der Universitätsverwaltung.«

Student A 00327756, wie er sich als Angehöriger seiner durch Computer organisierten Universität nennt, hat auch mitgeteilt, was da anfangs alles schiefgegangen war. Zunächst erwies sich, daß sich in das geschriebene Lehrmaterial allerlei Druckfehler eingeschlichen hatten, die den Studenten Mehrarbeit kosteten. Da wurde zum Beispiel folgende Korrektur zugeschickt: »Bitte beachten, daß auf D 100 S 32 Seite 10 die Pyramide D verkehrt herum gedruckt und statt von rechts nach links von links nach rechts läuft.«

Man kann sich vorstellen, was für Kopferbrechen diese verkehrt gedruckte Darstellung des Bevölkerungszuwachses einer Stadt den Soziologiestudenten bereitet haben muß. Aber das war noch gar nichts im Vergleich zu den Leiden der Philosophiestudenten, als ihnen in dem Lehrkurs für Logik durch das versehentliche Auslassen des Wörtchens »nicht« ein ganzer Denkvorgang fragwürdig vorkommen mußte. Am schlimmsten aber waren die Erfahrungen mit dem anscheinend sehr eigenwillig operierenden Computer, der einmal sechshundert schuldlose Studenten der Universität wegen angeblicher Nichtbezahlung ihrer Gebühren aus dem Universitätsverband ausschloß und ebenso völlig unbegründet 2 500 Studenten der Soziologie eine Eins erteilte für Haus-

aufgaben, die nur eine Drei oder Vier verdient hatten. Solche Irrtümer konnten erst nach Monaten berichtigt werden. Die ausgestoßenen Studenten erhielten in der Zwischenzeit keine Lehrmaterialien, ihre Aufsätze wurden nicht korrigiert, denn für den Computer existierten sie nicht mehr. Sie wurden in der Fachsprache »umstrukturiert« genannt, waren »Zufallsmäßigkeit« ausgeliefert oder, wie George Orwell es in seinem Zukunftsroman »1984« vielsagender ausgedrückt, »Unpersonen« geworden.

Diese »Kinderkrankheiten« sind jetzt behoben, und man kann nur hoffen, daß der Computer sich in Zukunft menschlicher benehmen wird.

Offensichtlich war das Ausmaß der riesigen Verwaltungsaufgaben nicht vorausgesehen worden. Man hatte zum Beispiel damit gerechnet, daß die Verwaltung etwa 700 000 Dokumente und Korrespondenzen abzulegen haben würde, was sich als gewaltige Unterschätzung erwies. Von Anfang an wurde daher ein Mikrofilmarchiv der Personalakten angelegt, um Personal und Platz für Aktenschränke zu sparen. Das Hauptbüro der »offenen Universität« hat wöchentlich etwa 1 500 Anfragen und Beschwerden von Studenten zu beantworten. Das System funktionierte bei 95 Prozent der Studenten, aber im Fall der 5 Prozent, bei denen es nicht funktionierte, handelt es sich immer noch um tausend enttäuschte Studenten.

Dann gab es die peinliche Anlegenheit der 7 000 Köfferchen mit Laborausrüstung, deren Wert auf je 1 000,- DM geschätzt wurde, wenn sie die Universität auch nur je 700,- DM kosteten, die an Studenten zu 100,- DM ausgegeben wurden. Die Gesamtkosten für diese Ausrüstung in Höhe von etwa 5 Millionen DM öffentlicher Mittel müssen als verloren angesehen werden, da es unwahrscheinlich ist, daß die Studenten wertvolle Apparate wie Mikroskop, Stoppuhr zurückgegeben werden, um ihre Leihgebühr zurückzuerhalten.

Um das System einigermaßen erträglich zu machen und um die Distanz zwischen Universität und Studenten zu überbrücken, hat man Studienberater eingestellt; sie sind

jedoch nicht vollamtlich tätig und stehen dem Verwaltungsapparat der Universität im Grunde genauso hilflos gegenüber wie die Studenten. Die Kontaktbildung liegt vor allem bei den akademisch ausgebildeten Studienleitern, die die Hausaufgaben korrigieren, die aber tagsüber auch anderen Beschäftigungen nachgehen als Dozenten, Hausfrauen oder Pfarrer. Das Niveau der Notenverleihung wird allgemein kritisiert; doch werden in diesem Zusammenhang auch Beschwerden laut. Da der Erfolg oder Mißerfolg eines Studenten von den Noten abhängt, die ihm von den Studienleitern verliehen werden, haben diese erhebliche Macht, und die Studenten lernen bald, daß es sich lohnt, auf Nummer sicher zu gehen und das zu liefern, was ihrer Meinung nach ihre Studienleiter beeindrucken könnte.

Student A 00327756 berichtet: »Einige Soziologiestudenten haben, mit oder ohne Berechtigung, bei ihren Studienleitern Linkstendenzen entdeckt und behaupten, daß wenn man darauf eingehe, man bessere Noten bekäme. Einer meiner Aufsätze wurde mir mit dem Kommentar: »Das ist konservative Propaganda. Noch einmal schreiben, zurückgeschickt.« Selbst Margharita Laski, deren Vater ein führender Geist der Labour Party war und der gewiß kein Rechtsdrall vorgeworfen werden kann, fand in einer ausführlichen Kritik der »offenen Universität« die marxistischen Tendenzen vieler Fernseh- und Rundfunkvorlesungen unerträglich. Sie schreibt: »Während in der Mathematik und in den Naturwissenschaften die Studenten mit festen Wissensgebieten konfrontiert werden, deren Methoden und Erkenntnisse sie sich anzueignen haben, scheinen in den Geisteswissenschaften die Vorurteile der Lehrer viel stärker zum Durchbruch zu kommen. Einmal in der Anthropologie durch Überbetonung des edlen Charakters unzivilisierter Menschen im Vergleich zu unserer eigenen Zivilisation. Dann durch einen immer wieder auftauchenden tendenziösen Marxismus, etwa wenn in der Einführung zur Logik das kommunistische Kampflied »Die Internationale« analysiert wird, um den Unterschied zwi-

schen bloßer Aussage und Imperativen zu demonstrieren, wobei im Vergleich die britische Nationalhymne »God save the Queen« eindeutig schlechter abschneidet. Und schließlich durch eine Sucht, den Einfluß von Freud und D. H. Lawrence in allen Strömungen der modernen Literatur entdecken zu wollen.«

Die Unzufriedenheit der Studenten mit den Studienleitern wurde auch dadurch gesteigert, daß kein Einspruch gegen Notenverleihungen möglich ist und die Universitätsverwaltung eine begründete Bitte, Studienleiter auszutauschen, nicht erfüllte. Als eindeutiger Erfolg sind dagegen allgemein die Sommerschulen beurteilt worden, die eine Begegnung auf menschlicher Ebene ermöglichten und den Studenten auch die akademische Kompetenz ihrer Lehrer beweisen konnten. Student A 00327756 sagte dazu: »Zum erstenmal die Masse der Mitstudenten auf der Sommerschule zu sehen, hat meinen Glauben in das ganze Projekt gestärkt. Die Atmosphäre war ganz anders als auf der konventionellen Universität. Das Durchschnittsalter einer Gruppe mochte doppelt so hoch sein wie das des Dozenten, und in einer solchen Gruppe gibt es auch Experten in Sondergebieten wie etwa den früheren Kapitän eines Küstendampfers, der bei einer Vorlesung über Wirtschaftslehre das Wort an sich riß, um in kerniger Seemannssprache die sich aus dem britischen EWG-Beitritt für die Fischereindustrie ergebenden Probleme darzulegen.«

Zusammenfassend meint Student A 00327756: »Unsere künftigen Arbeitgeber sollten darauf vorbereitet sein, daß, wer sich einen akademischen Grad auf der »offenen Universität« erworben hat, nicht nur eine gute akademische Ausbildung, sondern auch eine rigorose Charakterbildung mitbekommen haben wird, was das Bestehen von Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten anlangt. Jedenfalls sind ich und tausende andere so beeindruckt, daß wir im nächsten Studienjahr weitermachen werden. Vorausgesetzt natürlich, daß uns bis dahin der verdammte Computer nicht umstrukturiert hat.«

Über das Niveau der akademischen Leistungen der »offenen Universität« gehen die Meinungen auseinander, wenn selbstverständlich nach drei Jahren noch kein gesichertes Urteil möglich ist. Der britische Verband der Bauingenieure hat sich bereits geweigert, den entsprechenden Lehrkurs der »offenen Universität« samt seinem Abschluß anzuerkennen. Und andere technische Fachinstitute haben Qualität und Inhalte der Lehrkurse beanstandet. Der Rektor der »offenen Universität«, Dr. Walter Perry, hat sich seinerseits eindeutig dagegen ausgesprochen, mit den »zweitbesten« Ergebnissen sich zufrieden zu geben, wie sie etwa von Abendkursen in einer technischen Hochschule zu erwarten seien. Die »offene Universität« soll nach Perrys Willen im alten Sinne des Wortes erziehen, nicht mit bestehenden Einrichtungen der Erwachsenenbildung, die alle der beruflichen Fortbildung dienen, konkurrieren. Mit der Devise »größere Chancengleichheit« ist sie auch im Ausland propagiert worden.

Dr. Peter Smith, einer der Dozenten der offenen Universität, spricht vom Standpunkt des Naturwissenschaftlers, wenn er sagt: »Meine große Hoffnung für die offene Universität ist, daß sie in England zur Förderung des naturwissenschaftlichen Denkens auf breiter Ebene – im Unterschied zu einer bloß konventionell spezialistischen Faktensammelerei – beitragen werde. Wenn ihr dies gelänge, könnte sie das werden, was die Universitäten heute nicht mehr sind, nämlich eine wirkliche Universität. Unsere Studenten werden nicht mit weniger guten Graden abschneiden, sondern mit Graden anderer Art. Diese Unterscheidung ist wichtig.«

Lob und Kritik dieser ganz neuen britischen Einrichtung halten sich mehr oder weniger die Waage. Politiker und Akademiker im Ausland, in Deutschland, Frankreich, Schweden und Japan, haben Interesse dafür bekundet. Alle wollen ähnliches bei sich einführen, die Frage ist nur, ob sich das Experiment bewähren und es lohnen wird, es beizubehalten. Vom konservativen Standpunkt meinte der »Daily Telegraph« kürzlich: »Die heutige Erziehungstheorie scheint von der Annahme auszugehen, daß

Akademiker auszubilden, einerlei ob gute oder schlechte, geprüfte oder ungeprüfte, geradezu als Selbstzweck gutzuheißen sei. Aber man sollte wirklich unterscheiden lernen zwischen dem berechtigten Anspruch, daß jedermann ohne Rücksicht auf seine soziale und finanzielle Lage das Recht auf gleiche Möglichkeiten haben solle, und dem Anspruch, daß solche Möglichkeiten automatisch auch von Erfolg gekrönt sein müssen, daß also den faulen und unbelehrbaren Studenten die gleiche Belohnung zufallen müsse wie den fleißigen und brillanten. Auf dieses lächerliche Paradox scheint sich heute die Publikumseinschätzung der Universitäten, der offenen wie der geschlossenen, festzulegen.«

Roland Hill

FALLSTUDIEN. – BARBARA IST SPARTAKISTIN. Sie geht in die 6. Klasse, ist ziemlich begabt, ernst und ein geflissentlicher Außenseiter. Sie hat ein gutes Verhältnis zu ihrer Mutter, die jedoch wenig Zeit hat und Barbara oft die Fürsorge für mehrere temperamentvolle jüngere Geschwister überläßt. Die meisten anderen Mädchen in der Klasse sind eher behütet, ehrgeizig und kooperativ. Barbara scheint auf einem anderen Planeten zu hausen. Sie beansprucht Sonderstellung und provoziert zusammen mit einer schließlich gefundenen gleichgesinnten Mitschülerin. In der 4. Klasse liest sie unter der Bank das Rote Schülerbüchlein. Ich störe sie nicht, und nach einiger Zeit ist diese Phase vorbei. Allmählich gelingt es, Barbara zu bewegen, sich zur Gruppe hin zu öffnen; sie beginnt an Klassengesprächen teilzunehmen. Sie denkt exakt, spricht gut englisch, ist ausgesprochen fair im Abwägen von Argumenten. Sie sitzt noch immer abseits, eine Bankreihe hinter den übrigen. In der 6. Klasse lesen wir – es handelt sich um Leistungsgruppe 1 im Rahmen eines Schulversuchs – »Lord of the Flies« von Golding. Wir diskutieren viel über die in diesem bitteren, aber notwendigen Buch aufgeworfenen Fragen: Wovon hängt das geglückte Zusammenleben der Menschen ab? Hat der Mensch die Kraft und die Möglichkeit, zwischen Gut und Böse